

1

1.1

Die Vergangenheit ist der Prolog der Gegenwart. Das Vergangene ist niemals erloschen; es ist nicht einmal jemals vergangen. Vergangenheit ist immer.

Es war ein Samstagabend im Juni des Jahres 1733 oder des Jahres 1734; einiges spricht dafür. Dass es ein Samstag im Juni war, das und nur das ist eine gesicherte Zeitangabe; und sie passt zum Anfang des zu Erzählenden, denn der Tag und die Jahreszeit eignen sich gut als Impuls und Zugkraft für die Abfolge der Geschehnisse, deren Geschichte hier beginnt.

Am Abend vor dem *Sonntag im Brachmonat* sei es gewesen, stand auf dem ersten Blatt eines Skriptums, das die Jahrhunderte überdauert hatte. Die Jahreszahl fehlte; auf den Rand des Blattes neben der ersten Zeile waren mit Bleistift die Jahreszahl 1733 und ein Fragezeichen notiert; von unbekannter Schreiberhand als Vermutung oder mit eingeschränkter Gewissheit festgehalten.

Wenn es ein Samstagabend im Jahre 1733 war, dann muss es der 13. Juni gewesen sein; nur die Ziffer 3 ist in der Handschrift, in der für diese Geschichte gestöbert wurde, als Datumsangabe für den Tag eindeutig lesbar, die Tinte der Zehnerziffer ist unter einem Wassertropfen, vielleicht einer Träne – wer weiß? – zerrennen. Weder der 3. noch der 23. Juni war im Jahre 1733 ein Samstag. Jedoch der Inhalt der Texte, die als Quellen für Beschreibungen in diesem ersten Kapitel verwendet wurden, spricht von Geschehnissen, die sich erst im Jahre 1734 zugetragen haben – laut Historie. In diesem Jahr 1734 jedoch waren im Juni der 5., der 12., der 19. und der 26. ein Samstag.

Das Studium von Geschichtsbüchern macht manchmal glauben, der überzeugend vorgetragene, einfache Irrtum sabotiere die komplizierte Wahrheit. Bei historischen Angelegenheiten ist die Wahrheit, wenn Tatsachen solche nicht sein sollen,

erfundener Irrtum, der als Täuschung ganz passabel gelingt. – Bei den Betrachtungen hier ist bloß Unbestimmtheit im Spiel, keine Absicht. Ein möglicher Irrtum sei daher der Preis für die Gewissheit, dass es der 13. Juni 1733 war, ein Samstag, an dessen Abend die Geschehnisse, über die berichtet wird, ihren Anfang nahmen. Eine lange Geschichte, erfundene Wahrheiten, nachträglich entdeckte Augenblicke, die ein Modell der Kommunikation sein sollen zwischen Ihnen, geschätzter Leser, und den Personen, die den Gang der Ereignisse bestimmten und dabei selbst von den Zeitläuften geführt wurden, bis am Schluss, drei Jahrhunderte später, ein Mann und eine Frau *ihre* besondere Liebes-Geschichte lebten. (*Captus lectorum sunt fata librorum. Die Auffassungen der Leser sind die Schicksale der Bücher.*)

1.2

Es war der Abend des 13. Juni 1733, ein Samstag. In der Nähe von Gössl am Grundlsee befand sich ein frei stehendes Gehöft, auf dem gemächlich ansteigenden Hang einer hügelartigen Erhöhung gelegen, weit oben. Unregelmäßig verstreut, wie lose hingesät, sah man das Wohnhaus, die Stallungen, einen Werkzeug- und Wagenschuppen und einen kleineren Getreidekasten. Das Ganze umgab ein Anger, den ein verwitterter Holzzaun begrenzte. Der Hang war nach Süden geneigt und konnte so dem Anwesen der Buchenharts Jahr für Jahr, seit drei Generationen bereits, die tauende Kraft der Frühlingssonne aus erster Hand bieten und all denen ein gesichertes Zuhause sein, die dort lebten, Menschen und Haustieren, und ihnen Schutz gegen die Nordwinde bieten, die mitunter hinterhältig waren mit ihrer sägenden Kälte.

Die Sonne ging unter. Vorbei an den letzten Resten des Hochwaldes auf der Kuppe des Hügels und, an der Westseite hinter dem Gehöft, zwischen alten, hohen, lose nebeneinanderstehenden Fichten und Tannen mit buschigem, knorrigem Geäst hindurch fielen in weichem Orange gelb die Sonnenstrahlen auf die Bretter- und Schindeldächer und ließen sie schimmern.

Durch die sehr kleinen, getäfelten Fenster der Wohnstube drang notdürftig das Licht ins Innere. Am Tisch, der aus festem

Ahornholz gezimmert war mit einer Platte, dick wie eine Bäuerinnen-Hand breit, und mit einem klobigen Unterbau, als müsste er auch alle Lasten und Leiden der Bewohner tragen, stand eine unbäuerlich hübsche Frau, Johanna, glättete und faltete das Tischtuch und legte es in die Schublade unter der Tischplatte. Sie ging zum Fenster, blickte durch dieses nachdenklich über die Äcker und Wiesen den Hang hinab in die Ebene, wo der See lag, und sagte: „Es ist die Ordnung im Hause nicht mehr so, wie sie sein soll ... Den Dienstleuten hat vorhin nicht einmal der Sterz so recht geschmeckt ... Krapfen und Schmalzknudeln womöglich! ... So weit käme es noch! ... Der Lenz taugt als Großknecht nicht mehr; er hat den Kopf voll mit schaurigen Geschichten, die im Kilbwerk, drüben im Hallstättschen, passiert sein sollen ... Die Klaramarie wird im nächsten Jahr zwanzig. Für ihre Erziehung ist sie nun nichts mehr schuldig. Sie kann dann in den Dienst gehen, wohin sie will; ihrem lutherischen Frömmeln traue ich nicht ... Und, da schau hinunter zum Roggenacker! Ein ganzes Schock Rehe ... Haben vom Jungwald oben nichts übrig gelassen ... Auch rund ums Haus keine Ordnung mehr ...“

Zu dem sie dies sagte, war ihr junger Ehemann, der Bauer Josef Buchenhart. Er hatte, seitdem die Dienstleute nach dem Nachtmahl die Stube verlassen hatten, stumm am zweiten Fenster an der Südseite der Stube gestanden. Dabei hatte er mit der rechten Hand ein kurzes Pfeifchen, aus dem eine Zeit lang fadendünnem Rauch aufgestiegen war, in Brusthöhe gehalten, ohne es ein einziges Mal zum Mund zu führen. Er hatte die linke Augenbraue hochgezogen, während er starr auf den Roggenacker geblickt hatte. Er drehte sich seiner Frau Johanna zu und erwiderte, alles sei nicht mehr so wie früher. Er hätte sagen können, dass die Religion an und für sich zu gar nichts verpflichtete, dass jede Generation ihren eigenen Wahn habe, der sie beschäftige; doch die kleine Welt seiner Gedanken und Begriffe ließ ihn das, was er meinte, nur vage erahnen; nach Worten oder ganzen Sätzen dafür suchte er gar nicht. Stattdessen begann er in der Stube auf und ab zu gehen und ein Selbstgespräch zu führen; Johanna hatte sich an den Tisch gesetzt und hörte ihm mit

gesenktem Kopf zu. Die äußere Türe, sagte er, werde er richtig kunstvoll vertäfelnd, mit feinem Lärchenholz, vor dem Herbst noch; und er beschrieb die Struktur der Vertäfelung. Das Vordach des großen Schuppens müsse verlängert werden, damit die Brennholzstöße im Winter besser geschützt seien. Das Pflaster im Backofen sei an Randstellen brüchig; er habe nicht vergessen, es auszubessern. Er sprach über die Möglichkeit, ein neues Krautfass in Aussee zu besorgen. Der Muldenschnitzer Hoisler sei krank, er bekomme keine Luft mehr beim Atmen; der große Backtrog werde auf sich warten lassen. Josef blieb vor dem Fenster stehen und schaute wortlos über das Roggenfeld hinweg zum bergigen Horizont hinter dem See. Nach einer Weile begann er wieder leise zu sprechen. Es sei doch nicht zu befürchten, dass für sie beide und die vielen anderen in der schönen Gegend wegen der Religion *kein* Bleiben sei; er sagte dies zu Johanna, der er sich ein paar Blicke lang zuwandte. Mit Dankbarkeit rechnen, nein, das könnten sie nicht, dürften sie gar nicht. Bei den gewöhnlichen Leuten gebe es keine freiwillige Dankbarkeit; sie suchten bei ihren Helfern, Beschützern, Wohltätern so lange etwas Kritisierbares, etwas echt oder vermeintlich Dunkles in deren Tun und Lassen, ein Haar in der Suppe des ihnen, den Undankbaren, Gutgetanen, bis sie sich feige und schlottrig selbst freisprechen von der Verpflichtung zur Dankbarkeit. Er blickte wieder zu Johanna, sagte, so habe sie doch selbst erst vor Kurzem gesprochen, und schwieg dann, bevor er mit festem Ton fortfuhr. Der Klaramarie gegenüber dürften sie nicht undankbar sein; seine Mutter habe sie als sechsjährige Waise ins Haus genommen, damit sie zu Anfang die Schafe hütete; sie habe dann alle Arbeiten am Hof gelernt und fleißig getan. Das verdiene keinen Undank. Sie sei gut und anständig. Auch wenn er der Einzige sei, der *seiner* Meinung sei, es stimme. Dabei lächelte er. Dass die Klaramarie bei dem Stör-Schuster Guibrecht das Lesen gelernt habe, heimlich, und dann dieses Buch, diesen Grimmler Simplikus (so sagte er), in ihre Stube gebracht habe, sei doch keine Sünde. (Er meinte das Buch *Simplicissimus* von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen; Klaramarie hatte die Kostbarkeit zu Neujahr davor von einem Gast des Grafen

Scherau in Aussee geschenkt bekommen unter Umständen, die bereits eine andere Geschichte wären; sie hatte den alten Herrn mit langen, grauen, gewellten Haaren aus Wien nie zuvor gesehen gehabt; auch war ihr danach sein Name von niemandem genannt worden; sie war wegen des Geschenks erschrocken und glücklich gewesen; die Johanna Buchenhart jedoch, die als Einzige am Hofe neben der jungen Magd auch lesen und schreiben konnte, war erschrocken und *unglücklich* gewesen, nachdem sie heimlich in den wenigen Habseligkeiten der Klaramarie gestöbert und auf dem letzten Blatt des *Simplicissimus*, das ein leeres Blatt gewesen war, die leicht zittrige Handschrift Klaramaries gelesen hatte: „Ich soll auf mich vertrauen, hat der gnädige Herr gesagt. ‚Du bist artig im Gespräch‘, hat er gesagt. ‚Das verschönt sich bei dir in deinem Gesicht so, dass ich denken müsste, mein Sohn könnte dein Vater sein.““)

Josef wollte Lenzens wegen, des Knechts, etwas sagen, doch Johanna fiel ihm ins Wort. Die Bescheidenheit der Klaramarie sei unaufrichtig, sagte sie; dazu fähig zu sein, setze echte Durchtriebenheit voraus. Sie sagte nicht, es wäre leichter für sie, die Klaramarie am Hofe zu dulden, wenn sie hässlich wäre. Stattdessen behielt sie diese Gedanken für sich und sagte zu Josef, er möge sich doch umhören auf den Höfen der Gegend, die guten Dienstleute zögen immer weiter, die schlechten jedoch blieben.

Josef ging wieder im Zimmer auf und ab. Was der Lenz erzählt habe über den Toten im Kilbwerk, stimme, sagte er; von seinem Bruder, dem jüngsten, dem Leopold, wisse er, dass im Frühjahr im Kilbwerk im Heidengebirge ein Leichnam gefunden worden sei; ein kleiner Mann mit Haut und Haaren sei er gewesen und habe gewirkt, als hätte er sich mitten in der Arbeit schlafen gelegt und wäre im langen Schlaf hineingewachsen in den Salzstock im Berg; bekleidet und mit Werkzeugen wie ein Bergmann, jedoch aus einer längst vergangenen Zeit; der Pfarrer Schoenaller habe das festgestellt, nachdem der Leichnam ins Tal gebracht worden sei; der Tote habe vermutlich Tausende Jahre schon im Salz gelegen, so der Pfarrer. Weil er, der Mann im Salz, ein Heide gewesen sein müsse, habe ihn der Pfarrer in der Selbstmörderecke des Friedhofs verscharren lassen. Das habe

ihm der Leopold erzählt, sagte Josef; er wisse, dass sie, die Johanna, solche Geschichten für Teufelswerk halte, deshalb habe er ihr nichts darüber erzählt.

Johanna hatte nicht mehr zugehört; sie war aufgestanden und zum Fenster gegangen; sie blickte hinunter zu den Rehen im Roggenfeld. „Es kann doch nicht ständig jemand unterwegs sein, um das Wild von dort zu vertreiben, wo es nicht sein soll“, sagte sie; „zwei Hirschkühe sind jetzt auch schon da unten!“

„Und wenn der Graf Scherau nicht nur Salzamtmann und Jagdpächter wäre, sondern der Kaiser selbst – ich werde mich vor ihn hinstellen und zu ihm sagen: ‚So kann es nicht weitergehen mit den Rehen und den Hirschen; der Schaden, den sie auf den Äckern und im Jungwald anrichten, muss uns abgegolten werden.‘“

Er habe recht, sagte die Johanna, sie werde mit ihm mitgehen den langen Saumweg hinüber nach Aussee.

1.3

Als sie, ein paar Tage später, früh am Vormittag und mit dem Sonntagsgewand bekleidet im kleinen Schloss des Grafen Maximilian Karl Scherau von Weitleithen in einem großen, schlecht geheizten Zimmer standen (es war um diese Zeit von Norden her noch einmal sehr kalt geworden), konnten sie vorerst nur einen untertänigen Gruß entbieten. Denn der Graf, ein stattlicher Mann um die fünfzig in einer Kleidung, die trotz Unordnung respektabel war, und mit gichtischen Fingern sah in den Bauersleuten eine willkommene Hörerschaft für die vielen und belastenden Gedanken, die ihm eine schlaflose Nacht bereitet hatten und die er sich von der Seele reden wollte – sowohl die Nacht als auch die Gedanken. Seine Frau hatte sich am Morgen mit aller Entschiedenheit verboten, als er vor ihr zu lamentieren begonnen hatte, „die Schlechtwetter-Redereien eines indisponierten Gemüts vorgetragen zu bekommen“, wie sie sich wörtlich ausgedrückt hatte.

Er sei, sagte der Graf brummig langsam, nachdem er behäbig auf einer Chaiselongue neben dem Schreibtisch mit ve-

nezianischen Intarsien Platz genommen und die Bauersleute näher zu sich herangewinkt hatte, er sei der bravste Katholik des ganzen Gebietes ob der Enns, und trotzdem quälten ihn der Landeshauptmann und die ihm unterstehende Religionsreformationskommission laufend mit Ermahnungen, *mehr und besser auf die gefährliche religiöse Bewegung in Salzkammergut Obacht zu geben*. Er könne diesen Wortlaut schon nicht mehr hören, fügte er ein, er teile ihnen die Formulierung trotzdem mit. Sie würden schon verstehen. (Die Buchenharts verstanden nicht so, wie sie sollten. Sie waren beide blass geworden. Johanna blickte starr zur Seite, als würde sie angestrengt nachdenken, und atmete in kurzen Abständen ein und aus.) Er habe sich natürlich jede Einmischung der Kommission verboten, sagte Graf Scherau, indem er arrogant die Mundwinkel nach unten und eine Augenbraue nach oben zog und sich ein paar Augenblicke lang über die Schroffheit seiner Frau in aller Frühe ärgerte. Wenn bloß diese Herrschaften in Wien nicht wären! Sie hätten sich angemaßt, ihn, den Grafen Scherau von Weitleithen, den Salzamtmann und Jagdpächter Seiner kaiserlichen Majestät, in einem Schreiben zurechtzuweisen. Er habe mit grober Unvorsichtigkeit gehandelt, sei ihm schriftlich vorgeworfen worden, indem er die in großer Menge versammelten, zum Abfall vom katholischen Glauben geneigten Untertanen und Salzarbeitern wegen der Auswanderung, die ihnen mit seinem Reden als Möglichkeit und Ausweg dargelegt worden sei, öffentlich vertröstet und sie damit dazu angeleitet habe, den unrechten Weg einzuschlagen. Und es sei ihm, dem Grafen von Weitleithen, *befohlen* – ja, sie würden richtig hören: Befohlen worden sei ihm, in dieser wichtigen Religionssache eine sorgfältigere Vigilanz und Behutsamkeit walten zu lassen und der Kommission und allen ihren Ämtern mit gebührendem Respekt untertan zu sein.

Er pausierte im Sprechen und betrachtete die Buchenharts aus den Augenwinkeln. Er kam nicht auf die Idee, vor ihnen Respekt zu haben, denn bessern wollte er sie nicht; er ging davon aus, sie gar nicht bessern zu müssen. Er suchte Anzeichen der Zustimmung in ihren Gesichtern. Doch diese bewegten sich mit keinem einzigen Muskel. Die Blässe war bäuerlicher Fri-

sche gewichen. Josef drehte langsam den Filzhut, den er in den Händen vor seiner Brust hielt. Er wusste nicht, was das Wort *Vigilanz* bedeutete.

Seine Frau, eine geborene Schoechner, wusste es sehr wohl. Sie hatte, bevor sie den Erben des Buchenhart-Hofes geheiratet hatte, die Möglichkeit gehabt, im Verborgenen das Schreiben zu lernen und viel zu lesen. Ihre Handschrift war so schön, dass sie niemanden eine geschriebene Zeile hatte sehen lassen außer ihren Vater und den heimlichen Lehrer, der – nomen *non est* omen! – Schindehütte hieß.

... bis dann der fesche Josef Buchenhart stürmisch um sie zu werben begonnen und sie ihm beim Erntedankfest ein Briefchen zugesteckt hatte. Wochenlang danach war es um den Verstand des Verliebten allein wegen der Schönheit der Schrift der Worte geschehen gewesen; lesen hatte er die nur für ihn geschriebenen Sätze nicht alle können. Im Fasching, ein Jahr später, hatten sie geheiratet; noch nach katholischem Brauch, obwohl sie schon dem Lutherischen gemäß zu denken und zu handeln begonnen hatten.

Johannas Vater, ein angesehener Gastwirt am Grundlsee, hatte sie von allen seinen Kindern am meisten geliebt und sie, weil sie ihn schon als Fünfjährige darum angebettelt hatte, von einem entfernten Verwandten der Familie heimlich das Lesen und Schreiben lehren lassen. Dieser Verwandte, Richard Schindehütte mit Namen, hatte viele Jahre lang in einer Baseler Papiermühle gearbeitet, sich viel Geld gespart, und war dann aus Gründen, über die er nie gesprochen hatte, ins Ausseerland gezogen. Den größten Teil seines Gepäcks hatten unbeschriebene Papierblätter ausgemacht. Von der kleinen Johanna war er, als er ihr Lehrer geworden war, so angetan gewesen, dass er ihr das ganze Schreibpapier geschenkt hatte. Als ihr dann, in den Jungmädchenjahren später, in den Nächten kleine Geschichten und Gedichte einfielen, wie andere Menschen gewöhnliche Träume haben, hatte sie begonnen, all die Nachtgedanken am Morgen danach aufzuschreiben. Die Blätter hatte sie in einer Schatulle gesammelt, die im Dreißigjährigen Krieg kunstvoll angefertigt worden war. Nach ihrer Heirat hatte sie die Schatulle auf den Buchenhart-Hof mitgenommen.

Während der Graf im Sprechen innehielt, überlegte Johanna, wie sie aus dieser Situation für ihren Mann und für sich einen Vorteil schlagen könnte. Sie nahm sich vor, rechtzeitig zu wissen, was sie *nicht* sagen dürfe. Der Graf eröffnete ihr sein Inneres, als öffnete er ein Scheunentor dorthin. Es gab keine Konjunktive mehr bei ihm.

„Der Landeshauptmann von Oberösterreich, dieser Graf Thorhaus ... Ich meine, mit dem muss ich mich nicht vergleichen“, sagte Scherau plötzlich, nachdem er in die Hände geklatscht hatte, „*dieser* Landeshauptmann hat mich beschuldigt, ich sei nachlässig im Religionswesen ... Wisst ihr, was ich daraufhin getan habe? ... Nein, ich habe *nicht nichts* getan! ... ‚Dann greife ich eben hart gegen die Lutheraner durch!‘, habe ich mir gesagt – und habe es getan ... Mit zwei Franziskaner-Patern und mit Offizieren bin ich nach Hallstatt zu dem Salzberg gefahren und habe die ganze Bergmeisterschaft und alle Bergarbeiter vor mir aufmarschieren lassen. Und dann habe ich ihnen gesagt: ‚Wenn ihr nicht gut katholisch seid, sondern heuchelt, euch nach außen hin *katholisch* stellt und inwendig, mit Herz und Hirn, lutherisch seid, dann werde ich euch nicht länger dulden hier im Salzkammergut. Ich will hier unter den Salzarbeitern nur brave Katholiken haben.‘ ... Das habe ich ihnen gesagt und befohlen, dass jeder, der lutherisch gesinnt ist und bleiben will, dorthin gehen kann, wo seine lutherische Obrigkeit ansässig ist – oder wohin immer er sonst ausreisen will! Einen freien Pass wird jeder ohne Umstände bekommen ... Lutherische Familienväter bitten bereits beim Pfarrer Schoenaller von Wildenstein um Ausreisepässe ...“ Als würde sich Scherau erst jetzt dessen bewusst, dass die Buchenharts als Bittsteller vorgelassen worden waren, fragte er: „Ihr seid doch nicht hier wegen –“

„Das Wild macht großen Schaden auf unseren Äckern und im Jungwald“, fiel ihm Josef ins Wort. „Ich erlaube mir, das nachdrücklich vorzubringen.“

„Immer das Gleiche“, seufzte der Graf, „die Rehe, die Hirsche, die Gämsen, die Wildschweine ... Wenn wir Menschen fehlerfrei wären, würden wir nicht andauernd beim Wild, das völlig frei ist, einen Fehler suchen! ... Außerdem habe ich dem Präla-

ten Daunen-Klaeser, dem Vorsitzenden der vermaledeiten Kommission, einen kapitalen Bock versprochen: zum Abschießen ...“

„Ihr, Herr Graf“, sagte Johanna mit fester Stimme, „schaut so gut auf alles hier. Da könnt Ihr doch auch für die Bauern etwas ausrichten. Ihr müsst wissen -“

„Wissen muss ich gar nichts, befürchten alles ... Jetzt sagt mir nur nicht auch noch, dass ihr lutherisch seid! Und ... und übrigens: So ein schönes Frauenzimmer, wie du eines bist, ist für eine Bäuerin ja viel *zu* schön!“, sagte der Graf und lächelte dabei mit Ernsthaftigkeit; er konnte das; schäbig war er nicht mit seinen Hintergedanken.

Josef schwieg, weil er sprachlos war. Johanna stieß ihn leicht mit dem Ellbogen an den Unterarm, ohne mit Worten auszusprechen, „Bleib ruhig!“ Dann sagte sie zum Grafen: „Wenn jemand der lutherischen Lehre und der Augsburgischen Konfession zugetan ist, hat niemand ein Recht, ihn von diesem seinen evangelischen Glauben abwendig zu machen.“

„Nicht auch das noch an diesem Vormittag zusätzlich zu meiner Gicht!“ Der Graf schüttelte den Kopf. „Die Bauern auch schon lutherisch? ... Seid ihr womöglich lutherisch?“

Die Buchenharts waren es. Johanna spürte die kommende Bedrohung körperlich; sie zitterte. Josef fasste rascher einen klaren Gedanken. Er sagte, um einer direkten Antwort auszuweichen, wobei er an seine beiden jüngeren Brüder dachte, die in der Hallstatt mit ihren Familien lebten und im Salzberg arbeiteten: „Wenn die lutherischen Leute vom Salzberg fortmüssen, tun sie das wie Bettler, wenn ihnen ihr Hab und Gut nicht abgelöst wird. Das Salzoberamt könnte ihren Besitz schätzen und eine Ablöse vorschließen ...“

Weiter kam er nicht. Die Tür flog auf.

Ein Kurier aus Wien hatte „stante pede“, wie er sich ausdrückt hatte, zum Grafen gebracht werden wollen und war dann nicht „stehenden Fußes“, sondern im Laufschrift durch die Gänge geeilt, von einem Hausdiener keuchend begleitet und zur Eingangstüre des Zimmers geführt, in dem der Graf sich aufhielt.

Die Buchenharts wurden nach Hause geschickt; der Graf ließ ihnen von einem Kammerdiener zwei Gulden aushändigen als

einmalige Abgeltung für die Wildschäden und mit der Aufforderung, keinem Menschen etwas von den zwei Gulden zu erzählen.

Die Post aus einer der Kanzleien des Kaisers in Wien erwies sich nicht als gute Post für den Grafen von Weitleithen: „... allen Lutherischen in der Hallstätter Bergmeisterschaft und unter den Bergarbeitern all dort wird nicht nur verboten auszureisen, sie sind *umgehendst* nach Linz zu führen und dort ins Gefängnis zu legen ...“

Jene 270 Familienväter, die der Aufforderung des Grafen, sich einen freien Pass beim Pfarrer Schoenaller von Wildenstein für die Ausreise zu besorgen, nachgekommen waren, brachten sich mit eben diesem freien Pass ins Gefängnis.

1.4

Für Josef und Johanna Buchenhardt begann eine unsichere Zeit, Monate voller Sorgen und Nöte folgten. Je ratsamer es für die jungen Bauersleute schien, sich vom evangelischen Glauben zu trennen, um den Hof in Frieden weiterführen zu können, umso überzeugter hingen sie, letzten Endes, dem Lutherischen an. Die Magd Klaramarie zog ins Salzburgische, sie fand als Katholische eine Dienststelle im großen Pfarrhof von B.

Johanna war, kurz vor der Geburt ihres ersten Kindes, nach langem und gutem Zureden des Pfarrers Schoenaller dem Katholischen gegenüber plötzlich wieder freundlicher, offener gesinnt gewesen. Dann starb das Kind kurz nach der Geburt. Johanna in ihrer Verzweiflung sah dies als Strafe an. (Sie wird ihr ganzes Leben lang kämpferisch evangelischen Glaubens sein.)

Den Mühlen der Zeit konnten sie nicht entfliehen.

Im darauf folgenden Jahr 1734 entschied Kaiser Karl VI. in Wien, alle Protestanten samt ihren Familien aus dem Salzkammergut auszuweisen und nach Siebenbürgen bringen zu lassen.

Am 9. Juli 1734 bestiegen Josef und Johanna Buchenhardt in Linz ein Schiff, um die Donau abwärts bis in die Wojwodina zu fahren. Dass sie und die anderen Auswanderer nicht als Bettler in ein fremdes Land geschickt wurden, verdankten sie dem Grafen Scherau von Weitleithen, dem es gelungen war, vom Salzober-